

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 230.

Sonntag, 1. Oktober.

1916.

Die Lierbachs-Mädelsn.

(7. Fortsetzung.)

Münchener Roman von Emma Haushofer-Merk.

(Nachdruck verboten.)

Monatelang wußte kein Mensch, in welchen Weltwinkel hin er verschwunden sei; niemand hörte von ihm. Grete empfand es als eine Lücke in ihrem Leben, daß Steinach nicht mehr an ihren Kaffeetisch kam, nicht mehr in der Dämmerstunde ihr Wohnzimmer aufsuchte; wenn er auch meistens nur über sein häusliches Elend geklagt hatte. Es war ihr doch eine Freude gewesen, seine Vertraute zu sein, und wenn sie sich auch einredete, daß ihr Interesse nur dem Künstler gelte, sie hatte sich doch in Gedanken viel mit seinem Schicksal beschäftigt.

Sie war fleißig gewesen in diesen vier Jahren, hatte viel gelernt und die große Freude erlebt, die ersten zwei Vandschaften, die sie ausstellte, gleich zu verkaufen. Im begeisterten Jubel über das erste selbstverdiente Geld hatte sie freilich gemeint, nun würde sie nie wieder anderes begehren als künstlerische Erfolge. Aber diese ehrgeizige Befriedigung hielt nicht vor. Sie konnte in ihrer geistigen Reife, bei ihrer blühenden Kraft kein Bollgenügen im Beruf finden. Es war ein dunkles, heißes Sehnen in ihr, das ihr ruhelose Stunden schuf, das sie trozig abschütteln wollte und über das sie doch nicht Herrin ward. Freilich sagte sie sich oft mit bitterer Erkenntnis: „O, diese dumme Verliebtheit! Was wird daraus?“ Sie dachte an Steinachs Eheunglück und was noch, näher lag, sie hatte ja genügenden Einblick in Trudels Heim, um skeptisch und verstimmt zu werden. Die beiden liebten sich ja noch immer, gewiß; aber sie hatten zwei Kinder, und wenn Waldemar auch verdiente und fleißiger geworden war, als man erwartet hatte, sie mußten doch ängstlich spüren, um durchzukommen, und bei jedem neuen Bild war die neue Sorge und Angst. Wird es gefallen; wird es einen Käufer finden? Wenn Grete bei der Schwester war, wo bald die kleine schrie, bald der größere Junge hinfiel und heulte oder beide unmartig waren oder beide krank im Bett lagen, wo in der engen Wohnung der Hausrat knarrte, dann erschien ihr eigenes Leben ihr wohl recht frei und leicht und sonnig. Und dennoch träumte sie, wie junge Menschen es eben zu tun pflegen, von dem großen Glück, das ihr beschieden sein könnte, von dem Ausnahmeschicksal, das keine Opfer auferlegte, von dem Ungewöhnlichen, Wunderbaren, das ihr die Zukunft bringen sollte.

Im Frühjahr erschien plötzlich Steinach wieder auf der Bildfläche mit frohen Augen in großer Erregung. „Meine Frau gibt nach!“ erzählte er wie ein Befreiter. „Meine Radikalkur hat gewirkt. Ich bin fort, verschwunden aus ihrem Leben, ohne ihr meine Adresse dazulassen, ohne ihr Geld zu schicken. Das war das einzige, was ihr Eindruck machte. Ehe ich abreiste, erklärte ich ihr, sie würde erst wieder von mir hören, wenn sie bei meinem Rechtsanwalt die Erklärung abgebe, daß sie in die Scheidung einwillige. Sechs Monate lang hat sie gezögert, natürlich Schulden gemacht auf meinen Namen. Als ihr die Leute nichts

mehr gaben, mußte sie zu ihrer Mutter ihre Zuflucht nehmen, und die praktische Frau wird ihr wohl zugeredet haben, ein Ende zu machen. Mir scheint fast, als habe sie irgend eine Aussicht, sich mit einem Mann aus ihrem Stand zu verheiraten; denn nun ist ihr ganzes leidenschaftliches Bestreben nur dahin gerichtet, eine möglichst große Abfindungssumme aus mir herauszuziehen. Ich wäre ja bereit, alles zu zahlen, was sie verlangt, aber mein Anwalt handelt noch um das Lösegeld mit der Gegenpartei.“

Ein paar Wochen später kam er dann mit der Freudenbotschaft, die er Grete sofort verkünden mußte: „Die Scheidung ist ausgesprochen. Ich bin aus der Hölle erlöst und kann nun ein neues Leben beginnen!“ rief er glückselig.

Auch Grete hatte ein Gefühl, als sei ihr eine Last vom Herzen gefallen, und unwillkürlich stieg eine freudige Röte in ihr Gesicht, als er von diesem neuen Leben sprach, das ihm der Frühling brachte.

Lüders hatte in seiner Eifersucht schon lange ihre freundschaftlichen Gefühle für Steinach angeblasen und zu stärkerer Temperatur aufgestachelt.

„Sie heiraten ja doch einen Maler! Man darf eben nichts verschwören!“ „Botan, der Göttervater“, schüttelte seine erste Dummheit ab und dann kommt er als Sieger und die Walküre neigt sich demütig vor ihm!“ spottete er und hörte aus Gretes verlegenem Lachen, daß er nicht ganz fehlgeraten habe.

Bei Professor Lierbach war in diesen Tagen ein Herr aus Frankfurt angemeldet, der ein größeres Bild von ihm kaufen wollte. Ein Bauunternehmer mit Namen Schöfken, ein schweizerischer Mann, wie es hieß.

Lierbach nahm die Botschaft recht gleichgültig auf. „Ich hab' nicht viel im Atelier. Das meiste ist bestellt“, meinte er gelassen.

„Geh, Papa! Schick den Mann doch zu Waldemar!“ bat Grete eifrig. „Wer weiß, ob er nicht auch ihm etwas abkauft? Er braucht es doch so notwendig!“

Am Morgen war Trudel ein Viertelstündchen da gewesen und hatte Grete vorgejammert: „Weißt du, Waldemar ist so unvernünftig. Jetzt hat er mir eine wunderbare schöne Seide für ein Kleid gekauft zu dem Künstlerfest in Grobheßeloh und ich kann doch gar nicht von den Kindern weg, und überhaupt; es gäbe doch so viel Notwendigeres.“

Die schöne, lustige Trudel, die vor einigen Jahren so kindlich in die Welt hineingelacht hatte, sah nun ganz versorgt und vergrämt aus.

„Es ist doch nett von ihm, daß er dich immer noch schön herrichten will“, tröstete Grete die Schwester, aber es ward ihr doch auch ganz bekommen und bedrückt zumute.

Der Vater hatte es Fall nie verziehen, daß er ihm die Einwilligung zu der Heirat abgezwungen hatte. Er runzelte bei Gretes Bitte die Stirn und erklärte:

„Nein! Das tu ich nicht! Einen Geschäftsmann bitten für meinen Schwiegersohn, das kann ich nicht.“

Ich tät's für mich selber nicht. Damit ich ein Achselgucken als Antwort krieg. Ich dank schön!" brummte er. „Dann sag' ich's ihm!" rief Grete.

„Meinetwegen. Du wirst schon sehen: Diese Herren haben so was von oben herab, daß man sich gar nichts vor ihnen vergeben mag."

Herr Eschhofen aus Frankfurt kam bald darauf angefahren. Er war ein untersechter Mann, Anfang vierzig, mit selbstbewußtem Auftreten, mit sehr wohlgepflegtem Haar und Schnurrbart, einem energischen, aber nicht besonders sympathischen Gesicht; äußerst elegant in seinem grauen Reiseanzug mit grauen Stiefeln und grauen Handschuhen.

Er schien so überrascht, eine hübsche, junge Dame vor der Staffelei stehen zu sehen, daß er in den ersten Minuten nur Grete anstarrte, ohne sich weiter um den Professor und seine Bilder zu kümmern.

„Eine Malerin!" sagte er mit einem erstaunten Lächeln, als Grete ihm vorgestellt war. „Das sehe ich zum erstenmal. Das heißt, ich habe ja zuweilen in Galerien schauderhafte Erscheinungen getroffen, die sich als Kopistinnen breit machten. Aber" — er verbeugte sich galant — „eine so reizvolle, jugendliche Gestalt, das ist ein neuer Eindruck."

Während er mit Pierbach verhandelte, der ziemlich wortfarg und kurz angebunden war, warf er immer wieder bewundernde Blicke auf die Tochter und suchte durch wichtige Bemerkungen ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Um ihr zu imponieren, erzählte er auch von den vielen eleganten Villen, die er zu bauen und einzurichten habe; daß er sich etwas darauf zugute tue, den Geschmack in seiner Vaterstadt zu heben und künstlerisches Verständnis anzubahnen.

„Vielleicht können wir auch einmal ein Geschäft miteinander abschließen?" frag er, sich ihr wieder nähernd, den Blick aber mehr auf ihren stolzen Wuchs als auf ihr Bild gerichtet.

Grete hielt den Moment für geeignet, um ihr Anliegen vorzubringen. Sie wollte selbstlos sein und zum Besten des Schwagers, aus Liebe für Trudel, auf eine Bestellung verzichten.

„Ich bin ja noch Anfängerin, Herr Eschhofen. Aber ich möchte Ihnen empfehlen, die Landschaften und Tierbilder von Waldemar Falk anzusehen. Er hat sehr hübsche Sachen."

„Wenn Sie das sagen, mein Fräulein — warum nicht? Würden Sie mich in das Atelier hinbegleiten? Mein Wagen steht unten. Ich überlasse mich gern Ihrer Führung."

Grete besann sich einen Augenblick. Sie fand das eigentlich eine sonderbare Zumutung. Aber sie dachte: Er geht sicher nicht hin, wenn ich ihn nicht beim Wort nehme, und legte rasch Pinsel und Palette weg.

„Ich bin in ein paar Minuten fertig", sagte sie, da sie bemerkte, daß sein Kauf mit dem Vater abgeschlossen war.

Eben kamen Kreuzer und Lüders, die von dem Mäcen gehört hatten und seinen Wagen unten stehen sahen, wie zufällig ins Atelier. Sie wollten den Mann, von dem die Sage ging, daß er viele Bilder kaufe, doch kennen lernen. Sie verneigten sich sehr tief bei der Vorstellung.

„Bitte, Fräulein Grete! Leihen Sie mir einige Wangen. Mir sind alle ausgegangen", sagte Kreuzer.

Grete mußte lachen über den entsetzten Ausdruck, mit dem der Fremde dieses so ungeheuerlich klingende Ansinnen mitanhörte.

„Das hier nämlich", sagte sie, sich zu Eschhofen wendend, „diese kleinen Reihnägel sind so unappetitlich benannt." Sie gab Kreuzer die Schachtel.

„Nehmen Sie, soviel Sie brauchen."

„Ist morgen Regelfahrt trotz des Feiertags?" frag Lüders, der nur einen Vorwand suchte, um aufzutreten.

„Ja, gewiß. Aber weil Sie einmal da sind, fragen Sie mir doch meine Palette ab! Sie sind ein Engel, wenn Sie's tun."

„Heute haben Sie wieder eine phänomenale Kravatte!" warf sie noch Kreuzer zu, ehe sie fortellte, um Gut und Tade zu holen.

„Eine rechte Bohemewirtschaft!" dachte Eschhofen, dem dieser kameradschaftliche Ton ungewohnt war. „Es scheint hier sehr frei zuzugehen!"

Das Zusammensein im Wagen mit dem prächtig gewachsenen, blühenden Mädchen schien ihm ungemein pikant. Er widelte Grete in die Decke ein, denn es war kühl, trotz des Matttages, und fand es, der Malerin gegenüber, auch nicht zu feil, wenn er dabei ihre Arme streifte und die Hände schmeichelnd über ihre Schulter gleiten ließ.

(Fortsetzung folgt.)

22 = Lesefrucht. = 22

Erfahrung und Menschenkenntnis sind die beiden Hauptquellen der Klugheit. Geschichte aber ist die Summe der Erfahrungen und der Menschentunde. A. v. Kottled.

Die Kölner Ausstellung für Kriegsfürsorge.

(Vom militärischen Mitarbeiter der Südd. Reichsloz.)

Der leitende Gesichtspunkt, dem die Kölner Ausstellung ihr Entstehen und ihr Dasein verdankt, ist der: allen den Tapferen, die als Kriegsbeschädigte Glieder oder Gesundheit für das Vaterland haben opfern müssen, jede Sorge um ihre Zukunft abzunehmen. Nicht als Krüppel sollen unsere Helden dem Mitleid der Volksgenossen überlassen bleiben, wie es uns die böse Erinnerung an rückständige frühere Zeiten, — die auf der Ausstellung übrigens auch in mancherlei Darstellungen wachgerufen wird, — erzählt; nein, alles was Wissenschaft und Technik bislang geleistet haben und an Neuem und Verbesserungen noch schaffen werden, soll für unsere Kriegsbeschädigten gut genug sein. Ihre gelbliche Unterstützung durch Renten kann allein nicht helfend wirken. Geld ist namentlich kein Ersatz für Lebensmut und Lebenswille. Das, was unsern Kriegsbeschädigten am meisten helfen kann, ist: ihnen den Ausfall an körperlicher Leistungsfähigkeit soweit wie möglich zu ersetzen, sie wieder ihrem alten oder einem passenden neuen Berufe und sie damit der Arbeits- und sozialen Gemeinschaft der Volksgenossen von neuem zuzuführen.

Das ist der große Gedanke, dem schon seit Beginn des Krieges die besten Kräfte in der Heimat sich dienstbar gemacht haben. Ihm dient auch die Kölner Ausstellung. Sie zeigt das schon Geleistete in umfassender Anschaulichkeit und lenkt den Blick gleichzeitig in neue zukünftige Bahnen. Dem Rat ist ja das meiste völlig neu, er sieht auch, zumal bei näherer Erläuterung von sachkundiger Seite, leicht ein, daß das hier Gebotene trotz seiner Reichhaltigkeit nur erst einen Anfang, eine Anregung zu weiterem Schaffen bedeuten will, und daß für die ausreichende Entschädigung unserer Kriegsinvaliden, für ihre Wiedereinführung ins werktätige bürgerliche Leben sich heute noch eine Menge von geldlichen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Problemen und Schwierigkeiten darbietet, die überwunden sein wollen. Aber der Gedanke, das Ziel dieser Ausstellung und aller der Bestrebungen, die hier in einem großen Maße zusammengefaßt sind, liegt klar auf der Hand und wird gerade von dem Beschauer aus dem Felde besonders warm erfaßt werden: der große, feste Wille der gesamten Heimat ist vorhanden, mit allen Kräften dahin zu streben, unsern heimkehrenden, Kriegsbeschädigten Kameraden bis zum letzten Soldaten zu einem möglichst sorgenfreien und glücklichen neuen bürgerlichen Leben zu verhelfen und ihnen so den Dank des Vaterlandes für ihre treue soldatische Opferwilligkeit zu sichern. Daß dies große Werk gelingen wird, kann bei einem Lande wie Deutschland nicht bezweifelt werden, schon weil es in dem für die Welt vorbildlich gewordenen Bau seiner sozialen Gesetzgebung den Grundstein gelegt und damit auch den Befähigungsnachweis erbracht hat.

Der moderne, eben erst vollendete Fabrikneubau liegt in dem industriellen Neuland von Köln, da, wo auf dem rechten Rheinufer zwischen Deutz und Mülheim durch die Niederlegung der alten Fortslinie ein weites Zukunftsgelände geschaffen ist. Und so blickt sich zufällig auch äußerlich diese

Ausstellung dem ihr gewidmeten Gedanken ein. Denn Neuland ist es, wohnin diese große Aufgabe der Kriegsfürsorge führt, von der wir hoffen, daß auch sie zu der segensreichen Entwicklung der Zukunft unseres Volkes beitragen wird, nachdem es in diesem Krieg einen großen Teil seiner besten Volkskraft seiner Selbsterhaltung hat opfern müssen.

Die Ausstellung selbst gliedert sich in vier Abteilungen: Allgemeine Kriegsbeschädigtenfürsorge, Berufsausbildung und Umbildung, Kriegsmohlfahrtspflege und Sonderausstellungen. Letztere hat man mit klugem Vorbedacht hinzugefügt, um den Besuchern auch ein anschauliches Bild von mancherlei der Kriegswirklichkeit draußen zu geben. Diese Sonderausstellung schließt im obersten Stockwerk den Rahmen des Gebotenen glücklich ab.

Die Ausstellung übertrifft durch ihre Vielseitigkeit und Vollständigkeit die bisherigen ähnlichen Veranstaltungen bei weitem. Bei der befruchtenden Wirkung, die von ihr und namentlich der in Zusammenhang mit ihr veranstalteten Reihe von Nachtongressen ausgehen wird, darf man behaupten, daß die Stadt Köln sich damit den Dank des gesamten Vaterlandes verdient hat.

Wer aber als Urlauber von der Front sich einige Stunden in der alten Colonia Agrippina aufhalten kann, der wird ihr gern einen Besuch abstatten. Ein dankbares und beruhigendes Gefühl wird er aus ihr mitnehmen.



Aus der Kriegszeit.

Das von Wells prophezeite Schützengrabenautomobil. Wie einer unserer letzten Heeresberichte bekannt gab, wurde bei den jüngsten Kämpfen an der Somme ein englisches „Schützengrabenautomobil“ erbeutet. Schon seit einiger Zeit hatten sowohl englische wie französische Blätter das neue „Wunderwerk“ gerühmt, das bald die Deutschen an der Front in wildesten Schrecken versetzen und scharenweise niedermähen werde. Verschiedene Andeutungen ließen erkennen, daß es sich um ein Mittel Ding zwischen Automobil und Motorschlitten handle, um einen gepanzerten und mit mehreren Maschinengewehren bestückten Wagen, der auch die größten Unebenheiten des Bodens, wie Wälle, Gräben, zerstörte Unterstände und Minenrichter ohne weitere Schwierigkeiten überwinden könne. Inzwischen wurde, wie erwähnt, eines dieser Wunderwerke von uns erbeutet, und unsere Militäringenieure werden wohl schon festgestellt haben, ob es sich wirklich um eine Meisterkonstruktion handelt. Da die Zeitungen der Alliierten bisher natürlich nicht die Einzelheiten des Schützengrabenautomobils schildern durften, suchten sie dafür Ersatz, in dem sie aus einer Novelle des bekannten phantastischen englischen Schriftstellers H. G. Wells eine Stelle zitieren, in der ein solches Schützengrabenautomobil prophetisch geschildert wird. „Diese Maschinen“, heißt es in der Erzählung, „waren außerordentlich lang, schmal und aus besonders starkem Stahl hergestellt, auf acht Paar merkwürdige Räder montiert, deren jedes einen Durchmesser von 10 Fuß hatte. Durch eine geschickte Konstruktion verschiedener ineinandergreifender Achsen, die im Kreise beweglich waren, war es dem Wagen möglich, über den unebensten Boden dahinzufahren. Sie kletterten über das aufgewühlte Erdreich, mit dem Vorderteil einen Hügel emporzuckelnd, mit dem rückwärtigen Teil zu gleicher Zeit fast in einem Erdloch verschwindend. Selbst auf den wildesten Ruinen konnten sie sich ziemlich schnell fortbewegen, ohne jemals in die Gefahr zu geraten, umzustürzen. Die Ingenieure steuerten die Maschinen unter dem Oberbefehl eines Hauptmanns, der aus einem hochgelegenen Fenster in der Panzerung eines dieser Wagen die Gegend überblickte. Der Kriegberichterstatter wollte nicht glauben, daß eine solche Maschine wirklich fähig sei, über ein von breiten Schützengräben durchzogenes Erdreich dahinzufahren. Aber er wurde vom Gegenteil überzeugt, da die Maschine sich durch alle Hindernisse vorwärts arbeitete und wie eine Ameise aufwärts und abwärts kriechend ihren Weg fand, bis sie alle Schützengräben ohne Unfall gekreuzt hatte.“ Im weiteren Verlauf schildert die Wellssche Zukunftsnovelle, welche Verheerungen der dämonische und vom Feind nicht zu fassende Wagen beim Gegner anrichtete. Trotzdem Wells bereits öfter als Prophet aufgetreten ist und wegen seiner Voraussicht von weiten Kreisen des englischen Publikums gepriesen wird, hat

er bei dieser Zukunftsschilderung vollkommen eine Möglichkeit vergessen, daß der Wunderwagen bei seinem rastlosen Klettern auch dem Feind in die Hände laufen könnte. Die Alliierten aber, die nach Erfüllung der Prophezeiung von den durch den Wagen erzielten außerordentlichen Wirkungen phantasierten, scheinen wieder zu sehr die Schilderung von Wells im Kopfe gehabt zu haben, da den des Wellsschen Buches unkundigen Deutschen derartige Wirkungen nicht bekannt wurden.

Die französische Jahresklasse 1936. Man braucht nicht zu erschrecken: diese Jahresklasse vermag selbstverständlich noch nicht zu schießen, Minen zu schleudern oder sich sonst wie menschenfreundlich zu betätigen. Es handelt sich nur um eine kleine Puppe, die an einer Gummischnur aufgehängt ist. Dies ist nämlich das neueste Spielzeug für groß und klein, das die Strahzenhändler in Paris verkaufen. Überall auf den Boulevards und auf den Terrassen der Kaffeehäuser erblickt man diesen neuen Modeartikel, und die Händler rufen ihn mit den Worten aus: „Die Jahresklasse 1936! Frankreichs Zukunft!“ Und alle Leute, Zivilisten und Urlauber, kaufen die kleinen, selbstverständlich militärisch besetzten Puppen, um so Frankreichs Zukunft wenigstens symbolisch auf die Beine zu bringen. Der „Figaro“, der dies mit großer Freude berichtet, fügt vorsorglich hinzu, daß es dabei gar nichts zu lachen gäbe. Denn ein solches Symbol sei eine äußerst dienliche Propaganda für Frankreichs so dringliche Volksvermehrung. Jedenfalls scheint es um Frankreichs Nachwuchs traurig genug zu stehen, wenn man den gesunkenen Mut mit an Gummischnüren hüpfenden Soldatenpuppen heben muß! . . .

Eine Erfindung Edisons, die den Krieg unmöglich macht. Die sensationelle Meldung einer Erfindung, die geeignet wäre, jeden Krieg unmöglich zu machen, kommt natürlich aus Amerika. Edison ist Erfinder, und das von ihm entdeckte System nennt sich „der elektrische Krieg“. In gleichmäßigen Abständen sollen rings um die Stellungen, die verteidigt werden müssen, mächtige elektrische Akkumulatoren aufgestellt werden, die einen ununterbrochenen Strom von außerordentlich hoher Spannung erzeugen. Durch einen besonderen Apparat, der der Kern und zugleich das noch unenthüllte Geheimnis der Erfindung ist, strahlt dieser Strom in weitem Umkreis elektrische Ströme aus, so daß er in der Luft eine unsichtbare elektrische Mauer errichtet, die niemand überwinden kann, weil jeder, der in das Reich dieser Zone gelangt, auf der Stelle durch die Elektrizität getötet werden wird. Da man aber bekanntlich heutzutage nicht nur auf der Erde, sondern auch hoch in den Lüften kämpft, mußte Edison natürlich auch diese Angriffsmöglichkeit berücksichtigen. Er soll im Anschluß an das genannte System einen Apparat konstruiert haben, der alle Flugzeuge und Luftschiffe, welche die Stellung überfliegen wollen, ohne weiteres sofort zur Landung zwingt. Auch dies geschieht mit Hilfe der Elektrizität. Und zwar handelt es sich um ein Luftkautschuschuß, das elektrische Entladungen in großer Höhe emporschleudert, die die weitere Tätigkeit der Flugzeugmotoren verhindern und so die Flieger unweigerlich zum Niedergehen zwingen. Das einzige Traurige an dieser Erfindung ist, daß Edison erklärt hat, sie erst nach Beendigung des Weltkrieges bekannt geben zu wollen. Und auch dann, so behaupten die Gewährsmänner, würde er seine Idee ausschließlich für die amerikanische Regierung reservieren. Also wieder einmal eine Hoffnung, die schon im Anlauf gescheitert ist! . . .

Die „Handschuh-Heirat“. Ein merkwürdiger Heiratsbrauch wird, nach dem „Daily Chronicle“, in Holland geübt. Es handelt sich um die „Heirat mit Handschuhen“, der sich alle Bräute unterwerfen, die ihre Heimat verlassen, um sich in den holländischen Kolonien zu verheiraten. Bevor die Braut eines in den Kolonien lebenden Mannes Holland verläßt, wird sie daheim verheiratet, wobei ein Verwandter oder Bekannter der Familie im Rahmen dieser seltsamen Feierlichkeit den wirklichen Bräutigam zu symbolisieren hat. Die Ehe wird ganz nach dem üblichen Zeremoniell geschlossen, doch die Braut darf, wenn sie den Händedruck mit dem Ersatz-Bräutigam wechselt, den Handschuh nicht ablegen. Hierdurch soll zum Ausdruck gebracht werden, daß es sich nur um ein Symbol handelt. Zweck dieser Sitte ist, daß die Braut während der langen Seereise nach den Kolonien bereits gefestigt als Frau anerkannt wird und den Ehering tragen darf, um so auf der oft allein zurückgelegten Reise größeren gesellschaftlichen Schutz zu genießen.

Schach

Alle die Schachbecke betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.
Organ des Schachvereins Wiesbaden.

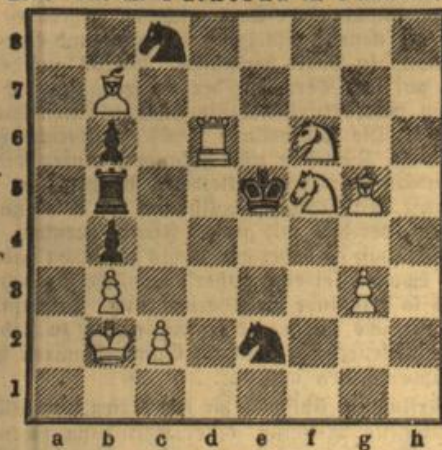
Redigiert von H. Diefenbach.

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstraße.
Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 1. Oktober 1916.

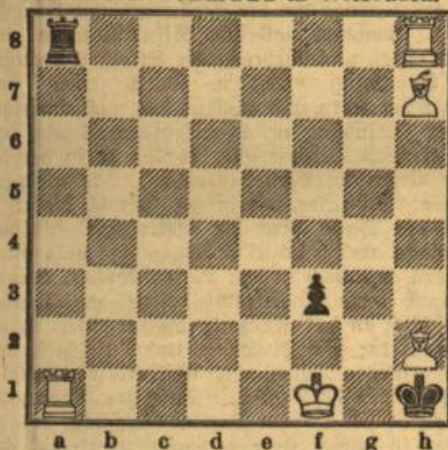
Aufgaben.

487. Dr. E. Palkoska in Padubitz.



Matt in 3 Zügen.

488. H. Dieckmann in Wiesbaden.



Matt in 2 Zügen.

489. Endspielstellung.

J. Behting in Riga.

Weiß: Kd3, Th2, Bc5.

Schwarz: Kbl, Ba2, c3, d7.

Weiß zieht und gewinnt.

Auflösung des Endspiels.
Eine recht lehrreiche Studie. Auf den richtigen Weg zum Gewinn kommt man, wenn man erwägt, daß nach 1. Kd3×c3, a2—d1+ 2. Kc3—b3 Schwarz nur noch durch Da1—a8 das auf h1 drohende Matt decken kann. Zum Ziele führt daher der Vorbereitungszug: 1. c6—d7×c6. Nach 1. . . c2 2 Th1+, c1d 3 Te1+, Kc1+ 4. c7, a1d gewinnt Weiß durch 6. c8d+, Kc2+ 6. Dc3+, Ka2 7. Dc4+, Ka3! 8. Da6+, Kc2 9. Dc5+, Kc1 10. Dc4+, Kc2 11. Dc4+, Ka2 12. Kc2 usw. — 2. Kd3×c3 a2—d1+ 3. Kc3—b3 und nun blockiert der schwarze Bauer auf c6 die Diagonale a8—h1, daher ist das Matt auf h1 undeckbar.

Auflösungen.

493 (Endspiel). 1. Ke5, Kc6 2. Kd4, Kd7 3. Kd5, Kc8 4. Ke6, Kd8 5. Kd6, Kc8 6. Ke7, Kb8 7. Kd7, Ka8 8. c6, b×c6 9. Ke7 und in 3 Zügen matt. . . . 3. . . ., Kd8 4. Kd6 usw. . . . 3. . . ., Ke8,

e7 4. c6, b×c6+ 5. K×c6 und Weiß gewinnt. 4. . . ., Kd8 5. c×b7 und Weiß gewinnt. . . . 2. . . ., Kb6 3. Kd5, Ka5 4. Kd6, Ka6 5. Kc7, c6 6. c6, b×c6 7. b7 und Weiß gewinnt. 4. . . ., Kb5 5. c6, K×b6 6. c7 und Weiß gewinnt. 5. . . ., b×c6 6. b7 und Weiß gewinnt.

484 (2 Züge). 1. Ka7.

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., Dr. M., F. B. und A. Dl. in Wiesbaden, zu 484 auch Wdw., R. St. und J. M. in Wiesbaden, sowie K. Schwartz in Fulda.

Rätsel-Ecke

(Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.)

Bilderrätsel.



Akrostichon.

es, an, be, us, bir, en, lgr, ma, d, al, in, er, kär, ri, ab, sch, en, ad, ge, nth, di, w, be, en, ge, ri.

Man bilde hieraus: Eine befestigte Hauptstadt im Osten, ein Gebirge, einen römischen Feldherrn, eine Tageszeit, einen Zugvogel, einen Amerikaner, eine ö-terreichische Provinz, und stelle sie so zusammen, daß die Anfangsbuchstaben einen früheren Staatsmann, die Endbuchstaben eine Residenz ergeben.

Landsturm.

Und haben wir's Alles, der Ruf erbraust:
Voran zum Sturm, den Säbel zur Faust!
Einst war ich es in manche Maid,
O schöne, dumme Jugendzeit!
Jetzt ist mein Mantel es gar sehr,
Trag doch nach andrem nicht Begehr.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 459.

Bilderrätsel: Wankelmüt gewinnt keine Schlacht. — Reihenträtsel: Flattermine. — Pyramide: E, Ei, Eid, Drei, Irade. — Dreisilbig: Der Steuermann.

Für die Kinder.

Die Auflösung der Knacknuß in der letzten Nummer der „Illustrierten Kinder-Zeitung des Wiesbadener Tagblatts“ ist folgende: 1. Der Lehrer sagte dem Mann, er müsse von jeder der drei Seiten des Dreiecks die Mitte suchen und von der Mitte der beiden Katheten aus eine Linie nach der Mitte der Hypotenuse ziehen. Hierauf habe er nur nötig, das dadurch entstandene Quadrat durch eine Diagonale (Querlinie von einer Ecke des Viereck nach der andern) in zwei Teile zu zerlegen, um vier gleich große Teile des Ackers zu erhalten. 2. Wenn jede der zwei Katheten des Dreiecks 400 Meter lang war, betrug die Länge der Hypotenuse 500 Meter. 3. Der Acker war 80.000 Quadratmeter groß. 4. Die Katheten jedes der vier Teile waren 200 Meter und die Hypotenuse 280 Meter lang. 5. Jeder der vier Teile des Ackers hatte einen Flächeninhalt von 20.000 Quadratmeter. Vollständig der vorstehenden Lösung entsprechend wurden die fünf Fragen von folgenden Wiesbadenern beantwortet: Robert Bücher, Allan Darré, Walter Degen, Karl Kraus, K. Möller und Erna Schüller. Teilweise stimmten die Antworten der folgenden Löser mit der Lösung des Verfassers des Rätsels überein: Kurt Berg, Carl Gerhardt, Max Lang, Helene Ratner, Willi Rau, W. Rücker und Richard Ueberfeldt in Wiesbaden.

Der Landbote.

Volkstümliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 10.

— o Erscheint allmonatlich. o —

1916.



Die Treue.

Ein verschollenes Gedicht von E. W. Arndt.

Ihr Treuen, her die gute Hand!
Ihr Tapfern, her das warme Herz!
Auch uns ward mancher Fels zu Sand,
Auch uns ward manche Lust zu Schmerz.

Doch die unendlichen Gewalten,
Die wir geträumt, geglaubt, geliebt,
Die werden Land und Volk erhalten,
Wenn unser Staub zu Staub zerfliehet.

Auf diesen Himmel laßt uns bauen,
Den Himmel unsrer eignen Brust;
In diesen Spiegel laßt uns schauen,
Den Spiegel ungetrübter Lust!

Schlagt ein! Auf alles, was wir lieben!
Auf alles Höchste schlaget ein!
Mag vieles welken und zerfliegen,
Die Treue wird unsterblich sein!

Der Herr von Selerinski.

Von Ludwig Beckstein.

Wie Herr Thaddäus eine res sine commodis
(wie die Juristen sagen) übernimmt, und
doch dabei seinen Schnitt macht.

Das Pferdegeschäft hatte Herr von Selerinski nach Abzug aller Unkosten und Auslagen zweitausend Taler bar eingebracht, so viel war demnach seine Ehre wert. Durch den Tod des alten Generals kam er in den Besitz von sechstausend Talern und dadurch nun schon dem Ziel seiner Wünsche etwas näher. Ein Mann wie der Herr Oberleutnant in seinen besten Jahren, mit spekulativem Geist begabt, kann nicht lange untätig sein, er sann nach, was er nun beginnen sollte und hatte bald den rechten Weg gefunden.

Der Besitz eines Gutes und dessen vorteilhafte Benutzung schien ihm sowohl der wünschenswerteste Gegenstand, als auch die zweckmäßigste Beschäftigung für ihn, allein das schöne liebe Geld so wieder hinzugeben für ein Gültchen, das vermochte er nicht über's Herz zu bringen, auch reichte ja kaum die Summe, die er besaß, für ein mäßiges Bauerngut; er mußte auf Rat denken. Nun lebte nahe der Stadt, wo Herr Thaddäus wohnte, ein wohlhabender Pfarrherr, dessen Bekanntschaft er früher einmal zufällig gemacht hatte und den er zuweilen besuchte. Dieser hatte kürzlich gesprächsweise den Wunsch geäußert, daß er gern ein Gültchen besitze, allein ein damals geltendes Landgesetz verbot allen Nichtadeligen streng und ohne Ausnahme, Rittergüter zu besitzen; auf jenen Wunsch des Pfarrers gründete der Herr von Selerinski seinen Plan. Er verfügte sich zu dem Pastor und brachte das Gespräch wieder auf Ökonomie, von dieser auf Güter, und jener sprach aus's Neue seinen Wunsch aus und klagte über das strenge Gesetz.

„Topp! Nichts leichter als das, bester Freund! Was Gesetz, was Verbot?“ rief Herr Thaddäus. „Wollen Sie, so sollen Sie bald ein Gut besitzen. Sie geben mir das Geld; da ist ja eben das schöne Gut Thoden feil, mit den herrlichen Grundstücken, — ich kaufe es, bewirtschafte

es für Sie, und stelle Ihnen eine Schuldverschreibung darauf aus. Der ganzen Welt machen wir weiß, das Gut sei mein, während ich insgeheim Ihr Pächter bin, und sollte ich unverhofft sterben, so reklamieren Sie kraft meiner Verschreibung den gerichtlich bestätigten Kaufbrief und niemand kann Ihr Eigentumsrecht gefährden und bestreiten. Dies ist für mich eine res sine commodis.“

Der Pfarrer, Grauberg war sein Name, dachte dem Vorschlag nach, fand ihn nicht übel, und der Vertrag kam zu Stande; das Gut wurde im Namen des Oberleutnants gekauft, er bezog es und hieß nun Thaddäus Selerinski auf Thoden. Der Pfarrer hatte nie Ursache, diesen Schritt zu bereuen; einen bessern Pächter hätte er sich nicht wünschen können. Regelmäßig, auf den Tag zahlte der Herr auf Thoden die Pachtgelder, pünktlich berichtete er vom Erlös der Früchte, vom Verkauf der Gänse, Hühner, Schafe, Kühe, stets nannte er ihn lieber Freund, teurer geschätzter Freund, besuchte ihn oft, kurz, es gab nicht den kleinsten Reibhaken in diesem Verhältnis, welches so geheim zwischen ihnen obwaltete, und das Kapital des Pastors trug diesem reichliche Zinsen.

Demnach gewann Herr Thaddäus beträchtlich bei dieser Verwaltung; wie fing der kluge Mann das nur an?

Er erhielt den Pfarrer in dem Bahn, er mußte auf dem Gut vier Pferde halten, während er es mit zweien bewirtschaftete; die Furage für die zwei Nichtfiehenden, welche in die Ausgabe geschrieben wurde, verkaufte Herr Thaddäus, und steckte das Geld in seine Tasche. Und solche Kunststücken wußte er mehrere zu praktizieren.

Die beiden Freunde standen noch im besten Vernahmen miteinander, als Herr Thaddäus vernahm, den Pfarrer Grauberg habe der Schlag gerührt, er sei tot. Ein Schlag für den Edelmann, der ihn nicht rührte, sondern erschreckte. Er hatte wieder eine schlaflose Nacht, in welcher er dem Nachdenken oblag, und die Früchte dieses Nachdenkens wurden bei ihm zu klugen Handlungen. Er verfügte sich in das Trauerhaus, sprach der Witwe Trost zu, bot ihr Rat und Hilfe an, zeigte sich in aller und jeder Hinsicht als ein redlicher und wohlwollender Freund und als ein Freund des Dahingeshiedenen.

Die Pfarrwitwe war ein einfaches, schlichtes Weib, auf dem Lande geboren und erzogen, und die Tochter des Schulzen im Orte, die der Pfarrer geheiratet hatte, weil sie hübsch, gut und reich war, und er sich dadurch eine Freundschaft in dem Dorfe erheiratete, denn die reichsten Bauern waren dem Schulzen verwandt. Rechnen war ihr Wiß nicht, Handeln nicht ihre Tugend, schreiben konnte sie nicht, auch nicht Geschriebenes lesen, aber keine Frau im Orte verstand die Butter so reinlich zu bereiten, die Käse so schmackhaft zu machen, wie die Frau Pastorin. Keine verstand sich so auf die Abwartung des Viehes; ihre Kühe waren glatt und blank wie gestriegelt, ihre Gänse die fettesten. Sie war wirklich, häuslich, tätig, unverdrossen, das waren Tugenden; sie liebte den Ruh nicht, trank keinen Wein und war nun Eigentümerin des Gutes Thoden, welches jährlich einen Ertrag von zirka 3000 Talern abwarf. Das waren Kardinaltugenden, wenigstens philosophierte Herr Thaddäus so. Er hegte einen kühnen, heroischen Gedanken; es war der, ob er auf seinen unbefleckten, altadeligen Stammbaum ein solches Schulzensproßlein pflanzen dürfte? Er kämpfte mit sich selbst einen Kampf, und ging siegreich über seinen Stolz daraus hervor. Als das Trauerjahr, während dessen er oft bei der Witwe eingespochen, herum war, bot er ihr Herz und Hand an. Sie war noch eine junge rüstige Frau, kinderlos, und der Gedanke, eine gnädige Frau zu

werden, jähmeichelte ihr, auch war ihr das Einstmals prophezeit worden; sie sagte zu. Noch blieb es aber ein Geheimnis zwischen Beiden. In einer traulichen Stunde berebete der zärtliche Mann seine Sponsa, ihm doch die nachgelassenen Papiere ihres Seligen zu zeigen; arglos tat es die Witwe; er suchte und suchte, schob unvermerkt eine Schrift unter den Rock in eine Tasche und sagte, daß sich nichts Erhebliches in dem Kasten befinde. Bald darauf küßte er zärtlich sein Bräutchen und ging. Auf dem Nachhausewege gingen ihm mancherlei Gedanken durch den Kopf. Er überlegte, daß eine Frau doch beträchtlich viel koste, daß Hochzeiten und Rindtaufen ein schreckliches Geld wegnähmen, und schloß seine Betrachtungen mit dem Spruch des Apostels: „Wer heiratet tut wohl, wer nicht heiratet tut noch besser.“

Es ist gar schön und tröstlich, immer zu rechter Zeit einen biblischen Spruch zur Hand zu haben, es ist ein solcher Spruch ein Steden und Stab, womit man die Hügel und Berge des widerwärtigen Geschicks übersteigen kann.

Herr Thaddäus hatte vor Zeiten manchmal in der Bibel geblättert. Ihm, dachte er: du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib; der selbige Pfarrer war aber mein nächster Nachbar, unsere Grundstücke stoßen zusammen. Ich will seine Witwe nicht begehren, denn sie war doch sein Weib. Er hielt im Gehehn das Papier, das er vorhin in die Tasche gleiten ließ, so krampfhaft fest in der Hand, daß es ganz warm wurde. Wie er nach Hause kam, las er es und verbarg es gut. Es war die von ihm ausgestellte Schuldbeschreibung des Gutes Thoden, die bei dem Pfarrer Grauberg deponiert gelegen hatte. Der Pfarrer hatte kaum einmal gegen seine Frau erwähnt, daß er der geheime Grundeigentümer des Gutes sei, sie hatte von solchen Dingen keine klare Kenntnis, und war zu sehr mit ihrer Hauswirtschaft beschäftigt, als daß sie sich um jenes viel bekümmert hätte. Ihr Vormund hatte den Briefkasten ihres Mannes garnicht zu sehen bekommen. Sie meinte, in alles müßten die Leute ihre Nase nicht stecken. Bei dem Herrn Bräutigam machte sie, wie billig, eine Ausnahme.

Als dieser nach und nach weglief, als sie sah, daß er Vorwände suchte, einen Rücktritt herbeizuführen, ließ sie es ruhig geschehen. „Ob ich den zum Manne habe oder nicht!“ sagte sie, und so blieb sie Witwe, und der Herr Thaddäus von Selerinski verwaltete nun mit vielem Vergnügen das Gut Thoden für eigene Rechnung.

Wie Herr Thaddäus sich gemüßigt sieht, Prozesse zu führen, und was dabei herauskommt.

Prophezeiungen müssen eintreffen, sonst sind sie gar keine Prophezeiungen. Die Witwe des Pfarrers Grauberg wurde doch eine gnädige Frau.

War es auch nicht allgemein bekannt, daß ihr seliger Mann Besitzer von Thoden sei, so war es doch kein Geheimnis, daß er als ein wohlhabender Mann gestorben und seine Witwe mithin eine gute Partie sei. Herr Thaddäus hatte sich noch nicht lange von ihr abgewandt, so trat ein neuer Bewerber, auch ein benachbarter Landedelmann, an seine Stelle, bestürmte das Herz der Witwe und eroberte es samt ihrer Hand. Es war der Herr von Presser. Er hatte Wind von dem Verhältnis des Herrn von Selerinski zu dem Pfarrer, der Himmel mochte wissen woher? Genug, er getraute sich, das Gut eben so trefflich bewirtschaften zu können als jener, daher seine Bewerbung. Als er — leider erst nach der Hochzeit — sich bei seiner Frau nach den Verhältnissen und Bedingungen erkundigte, unter welchen Herr Thaddäus ihr Gut administrierte, wußte sie ihm keine genügende Auskunft zu geben. Es war ihr wohl, als sei früher einmal davon die Rede gewesen, auch entsann sie sich, daß ihr Mann und der Edelmann einander sehr oft geschrieben hatten, aber weiter wußte sie nichts. Das Geld hatte der Herr Thaddäus allemal sehr heimlich dem Pastor selbst in das Haus getragen. Mit verzweiflungsvoller Hast wühlte nun der Getäuschte alle Schriften des Seligen um, denn: war nicht das Gut der Witwe Eigentum, so war sie fast vermögenslos. Er fand eine Menge von Briefen, die auf ein solches Verhältnis hindeuten schienen, wie es stattgefunden haben sollte zwischen dem Edelmann und dem Pastor, aber sie gaben keine bestimmten Resultate. Auch war der Name unter den Briefen so schrecklich unleserlich hingekratzt, daß er förmlich ausgefrichen schien,

und man für Selerinski eben so gut Sobieski, Smolenski und dergleichen lesen konnte. Der gepreßte Herr von Presser durchstöberte alle Predigtkonzepte, alle Kalender, Haushaltungsbücher, er wendete die alten Kirchenbücher, die Tauf- und Sterberegister Blatt für Blatt um, ob etwa irgendwo ein Dokument verborgen liege, vergebens.

Es alterierte ihn schrecklich. Am folgenden Tage ritt er nach der Stadt, sich bei einem Advokaten Rates zu erbolen. Dieser, ein alter durchtriebener Rabulist, machte ihm frischen Mut, sie blieben lange beisammen, wurden die innigsten Freunde und leerten mehr als eine Flasche auf den glücklichen Erfolg des Prozesses. Es war eine grimmig kalte Nacht, Herr von Presser war sehr erhit, der Wein war ihm zu Kopf gestiegen, er ritt sehr schnell. Der Sturm peitschte ihm Schnee und Regen ins Gesicht, er war, als er endlich heim kam, samt dem Pferde mit einer Eiskruste überzogen. Bald fühlte er ein empfindliches Steden im Hals, ein Wehtun auf der Brust, das immer zunahm. Der Advokat reichete die Klage ein, der Termin wurde festgesetzt; zwei Tage vor dessen Eintritt trat ein Bote zu dem Rabulisten und brachte die Nachricht, daß der Herr von Presser an einer Lungenentzündung gestorben sei. Die niedergeschlagene Witwe wollte den Prozeß nicht fortsetzen, er wurde demnach auch niedergeschlagen. — Indessen, da das sonderbare Verhältnis einmal auf solche Weise angeregt war, verbreitete sich immermehr die Nachricht im Publikum, daß Herr Thaddäus von Selerinski auf Thoden nicht der eigentliche rechtmäßige Besitzer des Gutes sei. Er hörte es und hörte es auch nicht, und ließ die Leute reden, was sie wollten; war er doch im Besitz, im jus possidendi, und konnte dessen Streitigmachung abwarten. Er führte seine Wirtschaft mit einer alten Haushälterin, Namens Emerentia, die vor Zeiten seine Amme gewesen war, und ihn fast tyrannisch beherrschte. Sie war im eigentlichen Sinne das Faktotum, denn außer ihr bestand seine ganze Dienerschaft nur in einem Knecht, und die Arbeiten auf dem Gute wurden teils durch Tagelöhner, teils durch Fröhner besorgt.

Bei der armen Witwe meldete sich, nach Ablauf des abermaligen Trauerjahres, wieder ein Edelmann aus der Nachbarschaft, der Herr von Herzberg. Er hatte auch von der Geschichte gehört, daß Herr Thaddäus als Drache auf dem Schatz der Witwe sitze und ihn hüte, und faßte sich ein Herz, diesen Schatz zu heben.

Wie nun von jeher zur Hebung eines Schatzes einige magische Mittel nötig waren, als z. B. Wünschelrute, Springwurz, Höllenzwang usw., so war bei diesem, nachdem sich die Wünschelrute seines Herzens so stark hinneigte, auch etwas nötig, nämlich die Witwe. Herr von Herzberg wagte das Spiel und heiratete sie. Als er sich so genau als möglich von dem Stande der Dinge unterrichtet hatte, ging er zu demselben Advokaten und ließ den Prozeß einleiten. Herr von Selerinski nahm keinen Anwalt, denn ein solcher hätte viel Kosten, Sporteln, Kopiergebühren und dergleichen liquidiert, und so etwas haßte Thaddäus.

Er erschien in eigener Person vor Gericht und hörte, ruhig lächelnd, die Anklage an. Sie lautete auf unrechtmäßiges Besitztum des Gutes, Verenthaltung desselben an die eigentliche Besitzerin und Unterschlagung des Ertrages seit dem Tode des Pfarrers.

Jetzt zog Herr Thaddäus ein Papier aus dem Busen. Es war der gerichtlich bestätigte, in aller Form Rechtens abgefaßte Kaufbrief des Gutes Thoden, welcher dem Käufer erb- und eigentümlich das Gut mit Haus und Hof, Gut und Trift, Feld, Waldung, Teichen und Wiesen übergab, ihn in allen darauf ruhenden Gerechtsamen bestätigte usw.

Als nun der Gegenpart vorbrachte, daß nach sicheren Nachrichten der Pfarrer das Geld dazu vorgeschossen habe, forderte er die Beweise. Diese sollten nun in den angebliebenen Briefen bestehen. Als Probe mag der kürzeste hier folgen:

Wertgeschätzter Freund!

Eine vortreffliche Ernte. Gestern wurden vier Fuder Roggen und zwei Fuder Gerste eingebracht. Von den jungen Ferkeln habe nun sechs Stück, a zwei Spezies-taler, verkauft, ein hübscher Preis, aber es waren auch muntere Dinger. Der lahme Schmuß hat mir auf die schwarze Kuh mit der weißen Blässe zwölf Kronentaler geboten, ich weiß noch nicht, ob ich sie ihm dafür lassen soll? Heute früh um vier Uhr hat die braune Giese gelalbt. Was meinen Sie dazu, bester Freund, binde ich das Kälbchen auf oder verkaufe ich es? Sie

wissen, daß ich mich stets bei Ihnen Rats erhole. Von den spanischen Kirichen, die wir allein in der Gegend haben, wurden acht Taler zwölf Groschen vier Pfennige gelöst; ich habe sie knapp messen lassen, ein wenig Stiele und Blätter dazu. Wer Kirichen essen will, kann auch die Stiele mit bezahlen. Welden Sie mir doch bald viel Angenehmes; Sie sehen, wie viel Freude es mir macht, Ihnen gute Nachrichten geben zu können. Ich bin usw.

So unbestimmt und schwankend waren alle Briefe. Lauter Berichte über Vieh und Früchte, Feld und Garten, Holzung und Wiesen, nie aber war deutlich ausgesprochen, daß das Gut dem Pastor gehöre.

Herr Thadäus berief sich auf seine intime Freundschaft mit dem Verstorbenen, von dem er sich, als von einem durchaus erfahrenen Landwirt, in allen Fällen Rat geholt habe, und Herr von Herzberg verlor den Prozeß. Er wollte ihn mit Gewalt gewinnen, appelliert, verlor ihn in allen Instanzen und machte die traurige Erfahrung, daß beim Prozessieren nichts heraus kommt als die Kosten. Diese kamen heraus, aus seiner Tasche nämlich, denn er mußte sie samt und sonders bezahlen.

Nun machte niemand weiter dem Herrn von Seierhuski sein Eigentum streitig.

Missionsfest im hessischen Hinterland.

Von Friedel Jölzer.

Ein Missionsfest gehört unbedingt mit zu dem regen religiösen Leben unserer Hinterländer Bevölkerung. Fast jedes Dorf im Hinterland (Kreis Wiedentopf) feiert zur schönen Jahreszeit sein Missionsfest, immer mit der gleichen Liebe und Begeisterung. Es ist auch etwas Wunderliches, ein Hinterländer Missionsfest! Es hat seine eignen Reize, und wer es einmal richtig miterlebt hat, vergißt es nie. Mir sind diese Feste auch lieb geworden. Sie gehören mit zu meinen schönen Erinnerungen an die Hinterländer Heimat. Schon in frühester Kindheit nahm ich an den Festen teil, die in unserm Dorf und in der Umgegend gefeiert wurden. Heute noch ist es mir eine große Freude, wenn ich gerade während eines Missionsfestes in der Heimat weilen kann.

Der Platz, an dem solch ein Fest abgehalten wird, ist der denkbar schönste. Es ist der idyllische Platz um die Kirche, der Kirchhof. Die meisten Kirchen und Kirchlein unseres Kreises haben einen herrlichen Kirchhof. Friedlich steht das Gotteshaus da, inmitten von lauter Grün. Aus dem Astgewirr der Bäume heraus streckt es seinen bescheidenen Turm, der am Abend das Dörflein so traulich zur Ruhe läutet. Rings um die Kirche zieht sich Rasen, abgegrenzt durch die alte moosbewachsene Kirchhofsmauer. Die und da erhebt sich aus dem Gras ein alter Grabstein. Wenn man näher zuschaut, kann man das „anno domini“ noch entziffern. Die ehrwürdigen Grabsteine sprechen zu uns aus vergangenen Zeiten, wo man die Dorfbewohner neben der Kirche zur letzten Ruhe bettete. — Auf diesen malerisch gelegenen Kirchhöfen unter Gottes freiem Himmel werden die Hinterländer Missionsfeste gefeiert.

Das Fest wird meistens auf einen Sonntag angesetzt, da unsere Landleute in der Woche zum Festfeiern keine Zeit haben. Schon Tage vor dem Fest beginnt man im Dorf mit Vorbereitungen. Man schickt zu seinen Verwandten und Bekannten im Umkreis und ladet sie ein. Eine allgemeine Einladung erläßt der Herr Pfarrer im Namen des Kirchenvorstands im Kreisblättchen. Am Samstag vor dem Missionsfest herrscht fieberhafte Tätigkeit im Dorf. Die Häuser werden extra rein gefegt; der Hof wird aufgeräumt und sauber gekehrt. Letztere Aufgabe fällt den Kindern zu. Die allergrößte Sorgfalt verwendet man auf's Kuchenbaden. Wenn wir am Missionsamstag an einem der Dorfbachhäuser vorbeistreichen, strömt uns ein würziger Duft entgegen. Man geht ins Badhaus hinein. Braun und schön knusprig gebaden liegen die Kuchen da. Immer noch eine neue Anzahl wird herbeigetragen und in den Ofen befördert. Der Zuschauer, der von dem Kuchenbedarf eines Missionsfestes keine Ahnung hat, wird über die große Menge staunen. Wer aber in die Verhältnisse eingeweiht ist, der weiß, daß die vielen Kuchen und Pläße (d. i. eine Art Weißbrot, das mit Butter bestrichen wird) dankbare Abnehmer finden werden. Auch in anderer

Beziehung wird reichlich für das leibliche Wohl der kommenden Missionsgäste gesorgt.

Während man im Dorf am Missionsamstag überall fleißige Hände rührt, herrscht auf dem Kirchhof auch reges Leben und Treiben. Schon von weitem vernimmt man aus dem duftigen Grün der Bäume helle Kinderstimmen, überläßt von aufgastendem Hämmern und Klopfen. Die Schulkinder sind eifrig dort beschäftigt. Sie richten den Festplatz her. Der Herr Pfarrer steht dabei und führt die Oberaufsicht. An einer geschützten Stelle wird die Festkanzel aus rohen Brettern und Stangen aufgebaut. Diese Arbeit besorgen die starken Schulbuben. Das Brettergerüst wird ringsum mit grünen Tannenzweigen verdeckt. Zu beiden Seiten der Kanzel werden Birken- oder Tannenzweige aufgestellt. Wenn so der Rohbau vollendet ist, kommen die Schulkinder, um letzte Hand an das Werk zu legen. Aus bunten Blumen winden sie Kränze und Girlanden. Geschnitten werden die Blumengewinde um die rohen Pfosten der Kanzel geschlungen. An der Vorderseite der Kanzel prangt ein Kreuz aus Blumen und grünen Zweigen. Für ausreichende Sitzgelegenheiten wird natürlich gesorgt.

Hiemlich früh am Tage des Missionsfestes kommen die Gäste und Missionsfreunde aus den umliegenden Dörfern. Es ist ein hübsches Bild, das sich unsern Augen darbietet, von allen Seiten kommen die Leute und wandern ins Dorf ein. Fast alle sind in Trachten, die sich in unserm Kreis vielfach unverfälscht bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Die alten Bauern kommen in ihren blauen bestickten Kitteln und Kamisolen, ehrwürdig pilgern sie mit ihren Krüdstöcken oder umfangreichen Regenschirmen daher. Neben ihnen trippeln die Bauernfrauen in ihren Faltentröden und Niedern, auf dem Kopf sitzt das schwarze oder bunte Häubchen. Die langen Bindbänder sind akkurat zu einer Schleife zusammengefügt oder hängen zu beiden Seiten lose herunter. Appetitlich anzuschauen sind die blütenweißen Strümpfe der Bauernfrauen und Mädchen, welche die sogenannte „Anter“ oder „schwarze“ Tracht tragen. Die jungen Hefenmädchen sind meistens in Bunt. Die bunten Bänder, Tücher und Schürzen glitzern in allen Farben. Frauen und Mädchen tragen zierlich geschnittene Körbchen am Arm. Manche haben keine Verwandten oder Bekannten im Dorfe; sie bringen sich deshalb ihren Imbiß im Körbchen mit. Eine frohe Kinderschar begleitet die Erwachsenen zum Feste.

Um 10 Uhr früh läuten die Glocken zum ersten Missionsgottesdienst. Eine andächtige Gemeinde ist auf dem Festplatz versammelt, die Kirchenältesten gehen einher und verkaufen kleine Festchen, aus denen die Festlieder des Tages gesungen werden. Neben der Kanzel steht meistens ein Harmonium, das die Orgel ersetzt. Der Lehrer des Dorfes spielt, die Gemeinde fällt kräftig ein. Weit hin schallen die frommen Weisen. Man singt gern im Hinterland, und der Kirchengesang ist durchweg gut.

Der Gottesdienst ist abwechslungsreich. Er beschränkt sich nicht nur auf die Predigt und den Gemeindegesang. Es werden auch Lieder von gemischten Chören vorgetragen. Zuweilen ist ein Posaunenchor da, der sein Bestes bietet. Da sitzen die urwüchsigen Gestalten mit ihren markanten Zügen. Was spricht nicht alles aus ihren Gesichtern: harte Arbeit, Sorgen, aber auch Stolz und Zufriedenheit. Manches Original ist da zu finden. Für einen Maler müßte ich mir keinen dankbareren Vorwurf als ein solches Fest. Auf ihre Krüdstöcke oder Schirme gelehnt, sitzen die Bauern in ihren Kitteln da auf den unbequemen Bänken; neben ihnen, gebeugt von der Tage Last und Arbeit, die Bauernfrauen. Nach den sauren Stunden der Woche begrüßen sie alle das Missionsfest als eine Erquickung und Freude zugleich. Und diese Liebe für das Missionsfest möchten sie auch der jüngeren Generation einpflanzen.

Nach der Hauptversammlung am Nachmittag, in der ein Missionar im Vordergrund steht, ist eine große Pause, die Kaffeepause. Im Dorfe in jedem Haus wird freie Gastfreundschaft geübt. Jeder zieht mit seinen Gästen heim zum reichbestellten Kaffeetisch. Für die Leute, die im Dorf keine Bekannten oder Verwandten haben, ist auch gesorgt. Wohlhabende Bauernfamilien tun Türen und Tore ihres Hauses auf und bewirten die Fremden. Der Pfarrer gibt die gastfreien Häuser von der Kanzel herab bekannt. In meinem Heimatdorf waren es einige reiche Bauernfamilien, die in dieser Weise großartige Gastfreundschaft übten. Wenn ihre Häuser nicht Platz genug boten, öffneten sie die Scheunentore. Auf der geräumigen Tenne war Platz

genug, um die langen Kaffeetafeln aufzustellen. Neben dem Kuchen sind es große „Beden“, die man den Missionsgästen zum Kaffee vorsetzt. Sie sind oft in so großen Mengen vorhanden, daß sich noch manche Mutter einen für die daheim wartenden Kinder einstecken kann. Doch damit ist zuweilen auch Mißbrauch getrieben worden, sodaß einmal der Pfarrer im benachbarten Dorfe D. . . , dessen Missionsfeste weit und breit berühmt sind, ganz energisch Einspruch gegen das Gebaren solch unbescheidener Gäste erhob. Für die Kinder ist das Kaffeetrinken und Kuchenessen eine Hauptfreude, die sie immer wieder verlockt, ein Missionsfest mitzumachen. Neben diesem Vergnügen hat noch etwas anderes für sie gewaltige Anziehungskraft. Es sind die Zuderbuden, die im Dorfe anlässlich des Festes aufgeschlagen werden. Schon vom frühen Morgen an sind die Buden umlagert. In den letzten Jahren hat man immer mehr von den Buden bei diesen Festen abgesehen und die Erlaubnis zum Aufschlagen nicht erteilt.

So war es in lieben schönen Friedenszeiten. Wohl hat der Weltkrieg allen anderen Festlichkeiten einen Riegel vorgeschoben, doch das Hinterländer Missionsfest wird noch immer mit der alten Liebe gefeiert. Mit demselben frommen Eifer kommen die Missionsfreunde, doch das Bild der Festversammlung ist ein wesentlich anderes. Die kräftigen Männer und Jünglinge fehlen ganz. Die ehemals so bunten Farben sind verschwunden. Fast ausschließlich sieht man schwarze düstere Gewänder. Gewänder und Gesichtser sprechen von Kriegsleid, von Kriegsorge und Not.

Auch was die materielle Seite beim Kriegsmissionsfest anbetrifft, kann man den Unterschied gegen früher merken. Gern würde man in alter gewohnter Weise Gastfreundschaft üben, aber es geht nicht. Brot und Mehl sind jedem einzelnen knapp zugemessen. Deshalb machte unser Herr Pfarrer beim Ankündigen unseres diesjährigen Kriegsmissionsfestes im Kreisblättchen darauf aufmerksam. Er tat das auf sehr originelle Weise. Bei seiner freundlichen Einladung zum Fest ließ er hinzusetzen: „Man bittet, 1. Könige 17, Vers 11 zu beachten!“ Wer die Stelle las, kuckte sofort, um was es sich handelte und hat danach getan. Es hat jedermann selbst für sein leibliches Wohl gesorgt, und es ist auch so gegangen!

Umschau.

* **Kreisarbeitsnachweis.** Für die Kreise Limburg, Oberwesterwald, Unterlahn, Westerburg und Unterwesterwald ist in Limburg ein Kreisarbeitsnachweis eingerichtet, der im Jahre 1911 von 2633 und im Jahre 1914 von 1336 Arbeitnehmern in Anspruch genommen wurde. Im Jahre 1913 war übrigens die Zahl der Arbeitnehmer, die Gesuche an den Kreisarbeitsnachweis um Zuweisung von Arbeit richteten, noch geringer als im Kriegsjahr 1914. Dasselbe gilt bezüglich der Arbeitgeber. Ihre Zahl belief sich 1911 auf 2194, 1913 auf 1262 und 1914 auf 1551. Die in den Gemeinden Diez, Nassau, Bad Ems bestehenden Ortsarbeitsnachweise wurden nur wenig, die der Orte Rabenlbogen, Holzappel und Dahnstädten überhaupt nicht in Anspruch genommen, da sich, wie der Verwaltungsbericht für den Unterlahnreis feststellt, die Leute verständigerweise unmittelbar an den Kreisarbeitsnachweis nach Limburg wenden, da dieser doch mit jeder einzelnen Sache befaßt werden muß. Nur größere Arbeitsnachweise arbeiten gut, deshalb sollen die Kreisarbeitsnachweise weiter ausgebaut werden. Die schnelle Durchführung des Ausbaues ist schon mit Rücksicht auf die Fürsorge für die heimkehrenden Krieger und die Kriegsbeschädigten unerlässlich. Dem Kreisarbeitsnachweis in Limburg wird daher noch der Oberlahnreis als 6. Kreis angeschlossen werden. Außerdem wird sich die Annahme eines Verwalters im Hauptamt nicht umgehen lassen. Die entstehenden Mehrkosten werden von den 6 Kreisen getragen.

* **Fichtenlohrinde.** Zur Lohgewinnung kann man u. a. die verschiedenartigsten Baumrinden benutzen. Von den einheimischen Rinden enthalten Gerbstoffe die der Eiche, Weide, Ulme, Birke, Fichte, Erle, Kastanie und Buche. Doch wurde bisher in unserer Gegend nur die Rinde der jungen, etwa zwanzigjährigen Eichen geschält, die am

meisten gerbstoffhaltig ist. Und doch lohnt sich infolge der Zufuhr ausländischer Gerbstoffe in Friedenszeiten auch die Gewinnung der Eichenrinde nicht mehr, und viele Gemeinden verzichten deshalb ganz darauf, da die Einnahmen die Ausgaben kaum mehr deckten. Seit Beginn des Krieges ist dieses jedoch anders geworden. Die Zufuhr aus dem Ausland ist abgeschnitten, der Bedarf an Gerbstoffen aber bedeutend gestiegen, und die Lohpreise haben infolgedessen eine vorher ungeahnte Höhe erreicht. Viele, wohl die meisten Gemeinden wenden deshalb dem Schälen der Eichen wieder erhöhte Aufmerksamkeit zu und verschaffen sich dadurch eine bedeutende, in der jetzigen schweren Zeit sehr notwendige und angenehme Mehreinnahme. Aber damit noch nicht genug! Man benutzt jetzt sogar die Rinde der Fichten zur Lohgewinnung, obwohl die Fichtenrinde von den einheimischen Rinden den geringsten Gerbstoff enthält (5—7 %), die beste Eichenrinde, sogenannte Spiegelrinde, dagegen bis zu 20 %. Demnach scheinen sich die Ausgaben für das Schälen der Fichtenrinde doch zu lohnen. Man nimmt wohl gerade diese, weil die großen Fichtenstämme viel Rinde ergeben. Im Gegensatz zu der bekannten Eichenschälrinde, die lange Streifen ergibt, sind die Rindenstücke der Fichten ganz kurz; sie werden in kleine Bündel zusammengebunden und an Querstangen zum Trocknen aufgehängt. Da sieht man ganz schmale Streifen von den Ästen hängen, dazwischen aber auch breite Lappen, wie die Felle von Pelztieren. Das Ganze gewährt dem Beschauer einen ungewohnten, fremdbildlichen, aber interessanten Anblick. Von weitem sehen die kleinen Rindenstücke wie zum Trocknen aufgehängte Fische aus, bei einiger Phantasie kann man sich auch, besonders bei dem Anblick der glattgeschälten, kreuz und quer liegenden Baldbirnen in den ausgerodeten Teil eines Urwaldes versetzt wähnen, und sich die Rindenstücke als in der Nähe der indianischen Wigwams aufgehängte Stalpe denken, was ja jetzt bei den durch die raue Kriegszeit abgestumpften Nerven nichts mehr so Absprechendes hat.

—o—

* **Für Liebhaber der Astronomie.** Einen Überblick über seine fünfundsiebenzigjährige, an schönen Erfolgen reiche Beobachtungstätigkeit gibt Phil. Fauth in einer soeben im Kommissionsverlage von Hermann Kaiser in Kaiserslautern erschienenen, vortrefflich ausgestatteten und illustrierten Schrift, die den Titel trägt: „25 Jahre Planetenforschung. Beobachtungstechnische Erfahrungen und Ergebnisse. Gesammelt an Refraktoren seiner Privatsternwarte zu Landstuhl. IV. Mit 245 Abbildungen im Text und auf 11 Tafeln. Eine Kriegsgabe.“ Herr Fauth, der sein Werk „den Fachgenossen und Liebhabern der Astronomie“ widmet, erzählt zunächst den Werdegang seiner ersten, zweiten und dritten (jetzigen) Sternwarte und schildert dabei die mancherlei Schwierigkeiten, die sich der instrumentellen Ausstattung entgegenstellten haben. Er zeigt damit, wie solche Bestrebungen, wenn sie mit Ernst und Beharrlichkeit verfolgt werden, doch schließlich zu einem erfreulichen Ziele führen. Im zweiten Teile seiner Schrift entwirft der Verfasser ein Bild von den Ergebnissen seiner langjährigen Beobachtungstätigkeit an den verschiedensten Instrumenten. Außerordentlich umfangreich ist die Zahl seiner Zeichnungen von den Oberflächen des Mondes, der Planeten Jupiter und Mars; daneben liegen viele Beobachtungen des Saturn, des Merkur, der Venus, sowie der Sonne vor, die zum großen Teile noch der Bearbeitung und Aufbereitung für die Wissenschaft harren. Am umfangreichsten sind die Ergebnisse seiner Jupiterbeobachtungen: mehr als 1600 eigene Aufnahmen wurden bisher gewonnen. Am Schlusse seines Werkes gibt der Verfasser noch einen Abriss der Glacial-Kosmogonie*) Hans Hörbigers.

A. Stenkel.

„**Heim und Scholle.**“ Unter diesem Titel erscheint in Berlin SW. 11 eine neue Wochenschrift, die das gesamte deutsche Siedlungsleben, besonders die ländliche, industrielle und halbstädtische Kleinsiedlung für Kriegsinvaliden und Kriegsteilnehmer pflegen und fördern soll. Der Name des Herausgebers, Prof. Dr. Sohrer, und die Unterstützung durch alle maßgebenden amtlichen, sachlichen und gemeinnützigen Stellen bürgen dafür, daß hier etwas Zweckmäßiges und Brauchbares geschaffen wird.

*) Lehre vom Zusammenhang und Zusammenwirken des Geschehens und Geschehens am Himmel und auf der Erde.

Der Nachdruck der mit einem * versehenen Beiträge ist nur mit genauer Quellenangabe erlaubt, der Abdruck aller anderen Original-Artikel ist ohne Genehmigung der Schriftleitung nicht gestattet.